

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 1

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur- und Zeitfragen

Heimliche Heimat.

Als vor einigen Jahren eifrige Patrioten auf dem zeitgemäßen Wege des Preisauschreibens eine schweizerische Nationalhymne suchten, kam wohl den und jenen ein wehmütiges Lächeln an. Denn wir haben ja längst ein schönes und auch volkstümliches Lied der gewünschten Art. Nur wissen wir's nicht, obschon dieses innigste unsrer vaterländischen Lieder jedem Schulkinde bekannt ist: das Rütli-
 lied mit seiner unvergleichlich ergreifenden Melodie und seinem echt eidgenössischen Gehalt. Welchem Schweizer in der Fremde kämen nicht die Tränen, wenn er die Worte singen hört von „dem stillen Gelände am See“, unserm schönsten Bergsee, „genährt vom ewigen Schnee“, wo die „Väter zusammenstanden für Freiheit und heiliges Recht“? Könnte es heute ein „aktuelleres“ schweizerisches Vaterlands-
 lied geben? Aber niemand anerkennt es als solches, wie das für unser Geschlecht mit seinen hundert auseinanderstrebenden Interessenrichtungen bezeichnend ist. Darum läßt man ein neues Nationallied — machen, natürlich: ein neues!

Doch es ist wohl eine allgemeine Erscheinung, daß man sein Bestes, sein Ur-
 eigenstes nicht schätzt, ja nicht einmal erkennt. Das wird aber zur Gefahr, wenn eine größere Gemeinschaft, ein Volk, in Zeiten des Umbruchs aus diesem Grunde fremden Einflüssen zu leicht erliegt. Solche Einwirkungen drohen uns jedoch heutzutage nicht nur von Norden. Mit dem hauptsächlich aus angelsächsischen Landen hereinwogenden Sportbetrieb und Sektenwesen medizinischer und religiöser Art schleicht sich bei uns weit mehr Artfremdes ein, als uns gemeinhin bewußt ist. Ja, angesichts der uniformierten Sportlerbataillone in unsern Sonntagszügen wie angesichts einer gewissen politischen und „mondänen“ Presse muß man sich besorgt fragen, wie weit diese geistige oder vielmehr ungeistige Überfremdung schon gebieten
 sein mag, wie viele unsrer 3½ Millionen Bürger noch altererbtes, grundechtes Schweizertum in Wesen und Denken verkörpern. Denn — darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben — die Erhaltung bloß der äußeren Formen unseres staatlichen Mechanismus verbürgt allein noch nicht den Bestand schweizerischen Geistes.

Nein, für die Unverwüstlichkeit guter, ferniger Schweizerart müssen noch andere, tiefer wurzelnde Zeugnisse ins Feld geführt werden können. Eines der wichtigsten ist sicherlich die Sprache, oder, wenn man das lieber hören will: die in ihr zum Ausdruck kommende Denkart. Zwar trifft man in unserm Lande der vier Sprachen nur geringes Verständnis für die ungeheure, suggestiv einigende Kraft der Sprachgemeinschaft, wie sie alle unsre großen Nachbarstaaten als unbestreitbaren Vorzug besitzen. Und doch verdanken auch wir dem sprachlichen Zusammenhalt viel von unserm Eigensten. Im Gegensatz zu unsern Nachbarnationen aber geht diese bindende Kraft bei uns aus von einem allgemein anerkannten und verpflichtenden **Föderalismus der Sprache**, den Mundarten, die wejenenthal-
 tend gewirkt haben und noch wirken, jedoch nur in den deutsch und romanisch sprechenden Landesteilen recht lebendig geblieben sind. Die „Schweizer-tü-tsch-be-w-e-g-u-n-g“ ist darum von einem durchaus richtigen Gedanken oder Gefühl ausgegangen. Nur darf man auf diesem Gebiet des sprachlichen Wildwuchses nicht mit der Heckschere und wissenschaftlichen Baumschulmethoden eingreifen, wenn die Mundart nicht entarten oder gar absterben soll wie ein ins Gewächshaus verpflanztes Alpenveilchen. (Hoffentlich geht es nach der offiziellen Vermehrung der „Landessprachen“ nun nicht dem Romanischen gleich wie dem vom Gärtner verpflanzten Edelweiß!) Auch dürfen sich unsre akademisch gebildeten und überbelebten Großstädter nicht dem Wahne hingeben, die berufenen Mundartkänner und

-Pfleger zu sein. Der verstorbene Leiter des Idiotikons, Prof. Bachmann, hätte sie rasch eines andern belehrt.

In diesem Punkt soll sich der Städter bescheiden und „dem Volk aufs Maul schauen“. Glücklicherweise braucht man aus unsern größern und kleinern Städten noch gar nicht weit hinaus zu wandern aufs Land, um ein unverwaschenes, köstlich frisches (nicht etwa nur gröberes) Schwyzertüütsch zu hören, bei dessen Klang einem das Herz aufgeht. Da ist unsere heimliche Heimat, da enthüllt sich echte Schweizerart. Die oft wiederholte Begründung der Schweizer Heimatliebe mit der „Schönheit“ unserer Landschaften ist wohl eine Errungenschaft des sentimentalen Jahrhunderts um Rousseau und, vor allem aus, ein städtisches Produkt. In dieser Hinsicht müssen wir bekanntlich sogar Gottfried Keller widersprechen. Wer unser Volk auf dem Lande, besonders aber im Gebirge, auch nur einigermaßen kennt, weiß, wie fremd ihm noch heute eine solche Einstellung ist. Und das ist ganz natürlich. Wie sollten die Augen des Bergbauern nicht mit größerem Wohlgefallen auf Alpweiden als auf dem „schönsten“ Gipfelschnee ruhen, der ihn um gewaltige Weidesflächen verkürzt und ihm gelegentlich Ställe und Vieh zerschmettert! Überdies hat die Natur auch andern Nationen eine schöne Heimat geschenkt.

Dagegen ist die Liebe zur „Freiheit“, zur persönlichen Unabhängigkeit ohne Zweifel als ein eigentliches Merkmal des eidgenössischen Charakters anzusprechen. Aber dieses ist im Grunde genommen eher negativer Art als eine unverkennbare Abneigung gegen unterwürfiges Wesen, gegen Servilismus in jeder Form. (Daher auch die geringe Eignung der jungen Schweizerin zur Dienstbotenarbeit.) In unserer Zeit der vorherrschenden, ganze Erdteile in ihre Fesseln schlagenden Wirtschaftsfragen und des steigenden Steuerdrucks ist diese persönliche Unabhängigkeit freilich von starken tyrannisierenden Kräften eingeschränkt, aber sozusagen mehr unterirdisch, unsichtbar.

Rein bejahend und daher im tiefsten erfreuend, nährend, zusammenschließend ist dafür die Anhänglichkeit des Schweizers an seine angestammte Mundart. Diese hat gottlob ein zäheres Leben gezeigt, als man ihr noch vor einem halben Jahrhundert zusprechen wollte. Und sie wird sich auch weiterhin halten, nicht unter Gewächshausglas und in künstlich erhitzter Luft, nicht mit Hilfe von Vereinsbeiträgen und Diskussionsabenden in der Stadt. Sondern dadurch, daß auch unsere Gebildeten ernstlich, nicht bloß zum Schein, Anteil nehmen an dem naturhaften Sprachleben der Heimat. Für sie gilt es, zunächst einmal feinhörig zu lauschen und zu lernen von der sprachlichen Echtheit und Kraft, die sich unbewußt gibt, wie sie unbewußt empfangen hat von den Alten; gilt es, die tiefe, allem Angelernten überlegene Weisheit des Volksmundes zu erkennen und anzuerkennen.

Es ist ein verbreiteter Aberglaube unsrer Städter, ganz rein schweizerdeutsch spreche „eigentlich“ niemand mehr, und das Idiotikon sei ein Herbarium ausgestorbener Sprachformen, sei ein Alttertummuseum. Diese Meinung ist vielleicht verschuldet durch die zumal in den ersten Bänden gar zu zahlreichen und ausführlichen Zitate aus älteren Schriftstellern. Die Betreuer des großen Werkes können auch in der Berücksichtigung der mündlichen Überlieferung nie genug tun. Aber wie unübersehbar viel ist in dieser Schatzkammer gesammelt! Könnte es für einen ins Ausland versetzten Deutschschweizer eine köstlichere Herzensweide geben, als in diesen äußerlich so schlichten — verglichen mit dem gefällig ausgestatteten welschschweizerischen Idiotikon vielleicht zu schlichten — Bänden zu blättern und in diesem Reichtum altererbten Sprachgutes zu schwelgen und sich so „daheim“ zu fühlen! Würde man „höheren Ortes“ die ganze nationale Bedeutung dieses Hortes zu schätzen, man würde keine Gründe finden, die öffentlichen Mittel zu seiner Aufnung zu schmälern.

Und wie froh wird man über der Erfahrung, daß noch viel mehr von dieser sprachlichen Tiefe und Kraft lebendig ist, als die gelegentlichen Benutzer des Werkes ahnen mögen! Und jene, die da nach dem kommenden, dem „großen“ schweizer-

deutschen Poeten Ausschau halten, dürften sich erst einmal die Mühe nehmen, das, was da und was geleistet ist, gründlich anzusehen, vor allem sich vertraut zu machen mit den Schätzen uralter, volkhafter Poesie, die in unserer Mundart niedergelegt, eingebettet sind wie Diamanten im Goldschmuck. Kein Kunstdichter wäre je so reich an Erfindung, an Ausdrucksvermögen. Unsere Sammlungen von Volksliedern, Märchen, Sagen, Rätseln, Sprichwörtern sind nicht bloß eine Angelegenheit für Volkskundler und etwa noch für die Jugend. Auch unser großes Lesepublikum, insbesondere wer über die schweizerdeutsche Sprache und Sprachbewegung schreiben und reden will, hat allen Grund, sich herabzulassen zu den Quellen unserer besten nationalen Kraft. Überall glitzern darin Goldadern auf.

Die Liebe zu unserer Mundart legt uns aber auch eine Verpflichtung auf: der Volkssprache bewußt Treue zu halten, sie nach Möglichkeit unvermischelt und unverfälscht zu bewahren, immer wieder zurückzukehren zu den „Müttern“ (und Vätern), zurückzukehren zum Echten, Überkommenen, wie es unsere Vorfahren uns überliefert, die uns an Heimat- und Ahnentreue, an Fleiß und Wagemut (bei der Besiedlung unseres Landes), vor allem aber an sprachschöpferischer Kraft weit übertroffen haben. Ihnen zu Dank, aber auch unserm Volkstum zuliebe sollten wir uns entschlossen wehren gegen das Eindringen fremder modischer Redeweise, sollten wir uns auch nicht zufrieden geben mit dem ungefähren, landläufig-oberflächlichen Klang. Denn entartete, überfremdete Mundart wäre vernachlässigte, mißachtete Heimat.

Arnold Büchli.

Bücher Rundschau

Aus der Werkstatt Ferdinand Hodlers.

E. A. Loosli: „Aus der Werkstatt Ferdinand Hodlers“. Verlag Birkhäuser, Basel 1938.

Ferdinand Hodler ist einer der hervorragendsten Künstler, welche die moderne Schweiz zu Tage gefördert hat. Wenn schon viele Jahre seit seinem 1918 erfolgten Tode vergangen sind, so wohnt seinem Werke immer eine Jugendfrische inne, die unmittelbar auf uns wirkt. Je mehr Rückblick wir seinem Schaffen gegenüber gewinnen, desto mehr sind wir uns der Größe seines Genius bewußt. Hodler hat die schweizerische Malerei mit lebendigem Odem durchdrungen. Er hat sie als erster unter den Modernen einem monumentalen Stil entgegengeführt. Durch die tiefe Menschlichkeit seines Fühlens hat er seine Eigenart zum Ausdruck allgemeingültiger, ewiger Werte erhoben. In einem Künstler von solchem Ausmaß muß ein denkender Mensch geistig rege gewesen sein, muß ein starker Wille unausgesetzt dem gesteckten Ziele entgegengeeilt sein. Einen solchen Maler in seinem beruflichen Leben näher kennen zu lernen, ist ein Bedürfnis aller, denen seine Kunst zum ergreifenden Erlebnis geworden ist.

E. A. Loosli hat es unternommen, an Hand von gesammelten Notizen und persönlichen Erinnerungen (er war zwanzig Jahre mit Hodler befreundet) uns mit seinen Arbeitsmethoden vertraut zu machen.

Der Verfasser führt uns zunächst in das Atelier Barthélemy Mens in Genf, wo Hodler den höhern, geistig durchdrungenen Unterricht erhielt, der sein Künstlertum zur Entfaltung brachte und ihn zu einem wohl überlegten malerischen Stil führte. In einem Kapitel über „Begabung und Berufung zur Künstlerischeit“ spricht sich Hodler dahin aus, daß mit bloßer Begabung noch nichts erreicht sei. Durch leidenschaftliche Hingabe an seinen Beruf müsse der Künstler seine Gaben zur Entfaltung bringen. Derjenige aber, der sich seinem Malerberuf mit ganzer Seele widme, betrete eine ihm eigene Bahn, die ihm oft Anhänger hergebrachter Anschauungen entfremde. Sei er aber in Wirklichkeit Künstler, so verdichte er seine Besonderheiten im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung. Wenn dann sein Schaffen